

# Angst- auslöser Angst- verarbeitung?

## Angst – unangenehm, aber notwendig

Jeder Mensch kennt sie, die Angst. Sie wird in der Regel als unangenehm und bedrückend empfunden. Man hat Angst vor realen Gefahren, vor Krankheit, Tod, Verletzung. Man hat Angst vor Überforderung, vor dem eigenen Versagen, vor dem Verlust des Partners und dem Verlust von Verwandten oder Freunden – und auch die Vorstellung, seinen Arbeitsplatz zu verlieren, kann Angst machen. Auch hat man Furcht vor physischen Bedrohungen, vor dem Gegenüber, vor der Gruppe, die das eigene Verhalten möglicherweise kritisch oder gar ablehnend reflektiert. Das Fremde, mit dem man nicht umzugehen weiß, das ungewisse Schicksal, macht Angst. Manchmal ist Angst aber auch einfach nur da, ohne dass man wüsste, wovor und warum.

Ebenso vielseitig wie die Situationen, in denen Menschen Angst empfinden, ist die Fähigkeit, damit umzugehen. Auf der einen Seite ist die Angst einer der wichtigsten Impulse des Menschen. Die Angst vor dem Versagen bei der Klassenarbeit bringt Schüler zum Lernen. Die Angst vor Bestrafung bringt Kinder dazu, die Regeln des familiären Zusammenlebens einzuhalten. Die Angst motiviert Vorsichtsmaßnahmen und Aktivität, im Privaten, im Wirtschaftsleben und in der Politik. Und das Strafrecht setzt darauf, dass Menschen nicht zuletzt aus Angst vor der Strafverfolgung die juristischen Regeln einhalten. Die Angst ist ein wichtiger Faktor bei der Bildung des eigenen Gewissens, bei der Verinnerlichung kultureller, gesellschaftlicher oder religiöser Normen. Ohne die Angst wäre der Mensch nicht gesellschaftsfähig.

Die Angst kann aber auch übermächtig werden – dann wird sie destruktiv (vgl. Interview mit G. Hardtmann in diesem Heft, S. 37ff.). Die Angst vor Prüfungen oder vor dem Examen kann selbst intelligente und lernbereite Menschen so lähmen, dass die gesamte Leistungsfähigkeit darunter leidet. Angst kann sich verselb-

ständigen, sie kann zu Lebensuntüchtigkeit oder zu Depressionen führen. Die Angst vor dem Verlust des geliebten Partners treibt manche Menschen in eine tiefe Eifersucht oder zu unbegründetem Misstrauen und führt damit nicht selten in die Zerstörung dessen, was die Angst eigentlich zu verhindern sucht: Der Partner trennt sich, weil er die Angst und die Eifersucht des anderen nicht mehr ertragen kann. Unbegründete Angstattacken machen das Leben zur Qual, sie machen krank.

Der schwierige Umgang mit übererregenden Bildern in den Medien

**Aufgabe des Jugendschutzes ist es, Kinder und Jugendliche bestimmter Altersgruppen vor Darstellungen in den Medien zu schützen, die geeignet sind, die Integration in das Normengefüge der Gesellschaft zu beeinträchtigen oder das individuelle psychische Wohl nachhaltig zu schädigen. Im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion steht zumeist die Frage, ob bestimmte Gewaltdarstellungen einen Anreiz bieten könnten, Gewalt als Mittel der Konfliktlösung oder zur Durchsetzung von Interessen zu akzeptieren oder gar selbst einzusetzen.**

**In der Praxis des Jugendmedienschutzes geht es allerdings auch sehr häufig um das Problem der Übererregung: Können bestimmte Bilder Kinder und Jugendliche so ängstigen, dass die jungen Rezipienten bei der Verarbeitung Schaden nehmen? Können bestimmte Bilder Kinder vielleicht gar traumatisieren? Welche Altersgruppe kann welche Bilder verkräften?**



Wie es zu solchen übermächtigen Ängsten kommt, ist in der Wissenschaft nicht abschließend geklärt. In vielen Fällen – so ist in den letzten Jahren immer stärker zu hören – handelt es sich um vererbte Dispositionen. Unumstritten ist aber auch, dass Menschen lernen können, mit Angst konstruktiv umzugehen. Familiäre Konstellationen und Interaktionen, aber auch gesellschaftliche Rahmenbedingungen können den Umgang mit der Angst beeinflussen. Wichtig ist zunächst der Erziehungsstil der Eltern. Eine Erziehung, die das Kind im Hinblick auf seine Leistungen, die es nicht zu bringen vermag, überfordert, kann ebenso zu Versagensängsten führen wie eine Erziehung, die das Kind überbehütet und ihm sämtliche Verantwortung und Stress-Situationen abnimmt. Im ersten Fall erfährt das Kind, dass es nie das leisten kann, was von ihm erwartet wird, es entwickelt mit der Zeit die Angst, schlechter und dümmmer zu sein als die anderen. Im zweiten Fall lernt das Kind nicht, Situationen, die Angst machen, auszuhalten, so dass es dann, wenn es die elterliche Fürsorge verlässt, an schwierigen Aufgaben, die Angst machen, scheitert.

### Die Kindheit als Schonraum?

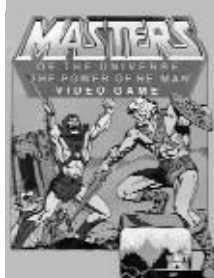
Erwachsenen fällt es oft nicht leicht, die Ängste der Kinder zu verstehen: Das Unbekannte, das Dunkle, die übermächtigen Erwachsenen, aggressive und starke Kinder in der Gruppe, die Vorstellung, Vater oder Mutter zu verlieren, die zur Existenzsicherung notwendig sind, aber auch einfach die Zukunft, die man nicht kennt – all das macht Kindern Angst. Erwachsene nehmen das oft nicht ernst, weil sie die Phantasie der Kinder nicht verstehen. Zudem wissen sie, dass Situationen, die für Kinder unbekannt und bedrohlich sind, keine tatsächlichen Gefahren darstellen. Im Gegensatz zu den Erwachsenen müssen Kinder aber erst langsam lernen, zwischen Situationen zu unterscheiden, die tatsächlich oder nur vermeintlich bedrohlich sind. Sie müssen lernen, mit Situationen zurechtzukommen, die ihnen Angst machen – und die Angst darf dabei nicht übermächtig werden. Kinder müssen lernen, Angst zu bewältigen, Angst auszuhalten – und zu erfahren, dass man Angst überwinden, dass man Situationen überleben kann, obwohl man Angst vor ihnen hat. Je mehr man versucht, Kindern Möglichkeiten der Angstbewältigung zu nehmen, indem man ihnen einen möglichst angstfreien Schonraum präsentiert, desto mehr nimmt man Kindern auch die Möglichkeit, zu lernen, wie man mit Angst umgeht und sie überwindet.

Natürlich ist die Angst nicht der einzige Affekt, der den Menschen hemmt oder motiviert. Kinder wollen die Welt erobern, sie wollen das machen, was Vater und Mutter erleben, sie wollen lernen, sich in der Gruppe durchzusetzen, sie wollen stark und lebensstüchtig werden. Sie wollen wissen, wie die Welt der Erwachsenen aussieht,

welche Gefahren und welche Chancen sie bietet, sie wollen erfahren, wie andere Menschen leben, wie andere Länder aussehen und welche Fertigkeiten man braucht, um sich auf das Leben als Erwachsener vorzubereiten. Die Angst steht in Interaktion beispielsweise mit der Aggression, manchmal ist sie deren Gegenspielerin.

### Erregung und Übererregung

Die Fähigkeit, mit Angst umzugehen und überdimensionierte Ängste zu bewältigen, erwerben Kinder wohl größtenteils in ihrer sozialen Umgebung. Neben den äußerlichen gesellschaftlichen Umständen (Bedrohung durch Verbrechen, Krieg, Zukunftsängste) ist der Erziehungsstil der Eltern dabei von großer Wichtigkeit. Die Zuverlässigkeit von aufgestellten Regeln und entsprechenden Sanktionen in Bezug auf das eigene Verhalten sind dabei von entscheidender Bedeutung. Neben der primären Erziehung wollen Kinder aber auch wissen, wie es in anderen Familien oder Lebenssituationen aussieht. Die Medien bieten hier ein breites Angebot von Möglichkeiten, um verschiedenste Situationen, die denkbar sind, kennen zu lernen und zu testen, wie man sich selbst in diesen Situationen verhalten würde. Der Umgang mit den eigenen Affekten und deren Kontrolle spielt dabei für Kinder eine große Rolle. Wenn Kinder sich mit Figuren in Büchern oder Filmen identifizieren, erleben sie quasi am eigenen Leib all die Affekte, die in irgendeiner Handlung bei den beteiligten Personen eine Rolle spielen, ohne dass sie sich dem tatsächlichen Risiko des Abenteurers aussetzen. Bald lernen sie, die Erzählstruktur von Märchen, Romanen und Fernsehfilmen zu durchschauen: Erst ist die Welt in Ordnung, dann kommt das Böse, es scheint, als habe der Held keine Chance – aber letztlich, im Happy End, kann das Böse vertrieben werden, und der Held siegt. Kinder begeben sich nicht zuletzt deshalb in die Erzählstruktur von Romanen und Filmen, die ihre Gefühle extrem aufwühlen, weil sie die Gewissheit haben, dass die Geschichte gut ausgeht. Sie hören sich die gleichen Märchen immer wieder an, sie sehen die gleichen Filme immer wieder, weil sie regelmäßig die Bestätigung brauchen, dass die eigene Angst und das Böse in der Welt besiegt sind. Gerade der schwache Held, der eigentlich keine Chance hat, der aber durch Schlauheit und viele Tricks das Böse besiegt, ist bei Kindern beliebt. Denn in solchen Helden spiegelt sich ihre eigene Situation der Schwäche und der Ohnmacht gegenüber der Erwachsenenwelt. Die Erwachsenen kennen das aus der Erfahrung mit trivialer Kinderliteratur (z. B. Enid Blyton), dass es Kinder genießen, wenn Minderjährige schlauer sind als die Polizei, Verbrechen aufklären und das Böse zur Strecke bringen. Ob *Bugs Bunny*, *Tom und Jerry*, *Powerrangers* oder *Masters of the Universe* – der Erfolg dieser Geschichten, in denen



der scheinbar Schwache zum Starken mutiert und gegen das Böse kämpft, ist für Kinder wichtig, weil damit die eigenen Ohnmachtsgefühle bekämpft werden.

### Altersspezifische Sichtweisen

Wenn in einem Film ein Mensch auf grausame Weise ums Leben kommt, dann ist eine solche Szene in der Regel in ein Handlungskonzept eingebunden, das Erwachsene verstehen. Sie wissen darüber hinaus, dass Verletzungen Schmerzen verursachen und dass der Tod unumkehrbar ist. Das grausame, schmerzvolle Sterben ist wahrscheinlich eine der schlimmsten Vorstellungen, die Erwachsene im Hinblick auf ihr eigenes Leben haben. Kinder hingegen verstehen solche Handlungen nicht, die Verhaltenskonzepte von Erwachsenen sind für sie logisch nicht durchschaubar. Außerdem können sie den Tod nicht realistisch einschätzen. Sie besitzen noch keine Vorstellung von Endlichkeit oder Unendlichkeit und können daher nicht begreifen, dass ein Erwachsener, der stirbt, zumindest in der realen Welt nicht mehr wiederkehrt. Gerade durch das Rezipieren von Filmen erfahren sie, dass Personen sterben, sie die gleiche Person aber in anderen Filmen sehr lebendig wieder erleben. Darüber hinaus erscheinen Erwachsene für Kinder als nahezu unverletzlich, da sie ihre kleine Welt dominieren. Der Tod ist für Kinder zwar ein wichtiges Thema – schon allein deshalb, weil sie wissen, dass Erwachsene oft darüber nachdenken – verstehen können sie ihn jedoch nicht. Wenn Kinder aber Filmhandlungen nicht nachvollziehen können, dann geben sie ihnen einen eigenen Sinn. Sie verbinden das, was sie sehen, mit dem, was sie erfahren haben; sie suchen sich das heraus, was für sie spannend und interessant ist. Während Erwachsene einer Filmhandlung inhaltlich folgen und unterscheiden können, welche Situationen gefährlich und welche ungefährlich sind, reagieren Kinder viel stärker auf Gesichtsausdrücke: Jemand ist böse, der böse aussieht, jemand ist ängstlich, der ein ängstliches Gesicht macht, jemand ist gutmütig und freundlich, der eine entsprechende Miene zeigt.

Ob *Power Rangers* oder in letzter Zeit die *Manga*-Serien: Was Erwachsene als völlig übertrieben, langweilig und ohne Handlung empfinden, macht für Kinder die Interaktion leicht verständlich und durchschaubar. Der Böse ist eindeutig zu identifizieren, nicht nur, weil er so handelt, sondern auch, weil er so aussieht. Und die Guten sind genauso leicht zu erkennen, weil sie freundlich aussehen und sich alle Mühe geben, das Böse zu vernichten. Der für Erwachsene ausgesprochen kitschig wirkende mythologische Hintergrund entspricht dabei den Vorstellungen der kindlichen Phantasie. Erwachsene brauchen Erklärungen dafür, warum jemand böse ist: Die Figur muss entsprechende Interessen verfolgen oder psychopathisch sein. Für Kinder hingegen symbolisiert

der Böse das Unheimliche der eigenen diffusen Ängste, die eigenen Bedrohungen, die Angst vor dem Übermächtigen, das zur Gefahr werden könnte. Die Filme zeigen gleichzeitig, dass es in der Welt Kräfte gibt, die quasi symbolisch das Böse bekämpfen und damit stellvertretend die eigene kindliche Phantasie von den Ängsten befreien. Kinder erkennen schnell diese immer wiederkehrende märchenhafte Erzählstruktur, sie gibt ihnen und ihrer Phantasie die Sicherheit, dass die Bedrohung und das Böse zwar allgegenwärtig sind, dass aber gleichzeitig das Gute stabil und zuverlässig das Böse immer wieder bekämpft. Bruno Bettelheim beschreibt in seinem wichtigen Buch *Kinder brauchen Märchen*, dass durch kon-

krete Geschichten um Böses und Gutes, um Macht, Eifersucht und Unterdrückung, die aber immer gut ausgehen und in denen das Böse abschließend bekämpft wird, diffuse Angst auslösende Kinderphantasien konkretisiert und verarbeitet werden. Gerade die Mythen der Märchen, die sich in ihrer langen Erzähltradition immer wieder an aktuelle Prozesse anpassen, symbolisieren menschliche Urängste und -bedürfnisse (das *kollektive Unbewusste*), sie sind dadurch bei Kindern fast aller Kulturen verständlich.

Filme machen Kindern Angst, sie helfen aber gleichzeitig, diffuse innere Ängste zu verarbeiten. Diese Form der Angstbewältigung funktioniert allerdings nur dann, wenn Kinder während des Films nie die Sicherheit verlieren, dass die Person, mit der sie den Film erleben, der Sieger des Konflikts sein wird. Dabei muss berücksichtigt werden, dass Kinder noch nicht in der Lage sind, allzu langen und komplizierten Handlungsabläufen zu folgen. Nach dem Stufenmodell des Verstehens von Piaget, das vor allem durch Herta Sturm für das Verstehen von Medien umgearbeitet wurde, sehen Kinder bis zum Alter von etwa zehn Jahren Filme als Folge von Einzelsequenzen, die sie nicht ohne weiteres in eine logische Beziehung zueinander setzen können. Sie reagieren spontan und emotional auf jede Szene, sie müssen erst die Fähigkeit entwickeln, die langen dramaturgischen Abläufe eines 90 Minuten dauernden Films emotional zu verkraften. Sind die Filme jedoch kurz, wie das in der Regel bei den Zeichentrickserien der Fall ist, wird die Abfolge von Belastung und Entlastung für Kinder erträglich. Bei anderthalbstündigen Filmen jedoch können es Kinder oft nicht ertragen, wenn die Bedrohungssituation zu lange anhält und erst am Schluss des Films eine positive Auflösung per Happy End entsteht. Entweder brauchen sie



immer wieder Phasen, die ihre Emotionen beruhigen und ihnen die Gewissheit geben, dass die Bedrohung nicht übermächtig ist, oder sie brauchen eine stabile, verlässliche Person, die ihnen trotz aller Ängste und Unsicherheiten immer wieder das Gefühl gibt, dass das Bedrohliche letztlich besiegt ist.

Des Weiteren ist zu bedenken, dass Kinder bis zum etwa siebten oder achten Lebensjahr Filme nicht als Fiktion erkennen. Egal, ob Zeichentrick- oder Realfilme, in ihrer Phantasie wird das Gesehene real. Gerade kleine Kinder verfügen daher nicht über die Möglichkeit, sich dem Geschehen zu entziehen und die durch den Film vermittelte Angst zu kontrollieren, wenn sie unerträglich wird.



Erst ab dem achten Lebensjahr beginnen Kinder, das Gesehene mit einer Art Plausibilitätskontrolle zu überprüfen. Sie halten sich die Augen zu, wenn sie eine Szene nicht ertragen können, sie machen sich klar, dass es sich um Schauspieler und um eine erfundene Geschichte handelt, wenn die emotionalen Eindrücke zu stark werden. Ist ihre eigene Angst bei bestimmten Filmen nicht mehr zu bewältigen, vermeiden sie es, sich ähnliche Filme wieder anzuschauen.

Während Kinder die oben beschriebenen symbolischen Abläufe des Gegeneinanders von Böse und Gut in der Regel verarbeiten können, reagieren sie oft sehr heftig, wenn die Bedrohung des Films sich gegen Kinder oder gegen Tiere richtet – also gegen Schwächere. Sie übertragen solche Ängste unmittelbar auf ihre eigene Lebenssituation und befürchten, dass ihnen Gleiches passiert. In dem Film *Kramer gegen Kramer* geht es um ein Ehepaar, das sich scheiden lässt und um das Sorgerecht für das Kind kämpft. Der Film wurde von der FSK ab 6 Jahren freigegeben, weil er weder Gewalt noch irgendeine Form von Sexualdarstellung enthält. Was Erwachsene nicht nachvollziehen konnten, war, dass bei manchen Kindern der Streit zwischen den Eltern um die Zuneigung des Kindes große existentielle Ängste auslöste. Das Beispiel zeigt, wie schwer es manchmal für Erwachsene ist, sich in die Gedanken und Phantasiewelten des Kindes hineinzudenken.

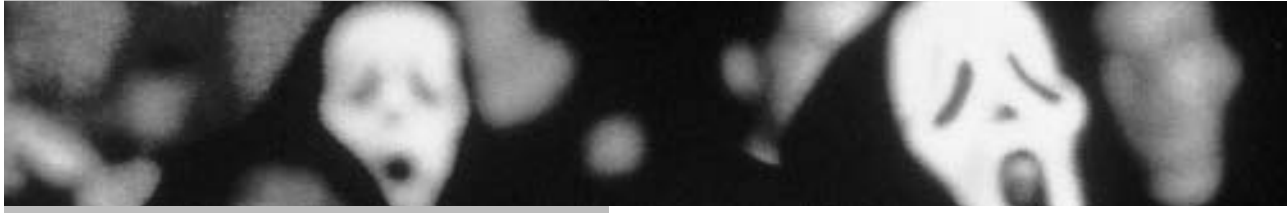
Starke emotionale Reaktionen hat auch *Der Bär* hervorgerufen – ein Tierfilm, zu dessen Beginn die Mutter eines jungen Bären erschossen wird. Zwar ist die Anfangssequenz des Films für Kinder ein Schock, doch erleben sie während des Films, wie der kleine Bär durch Witz und Anpassungsfähigkeit mit dem Verlust der Mutter zurechtkommt und überlebt.



Um ein ähnliches Thema geht es auch in dem Film *Kevin allein zu Haus*, der die Geschichte des im familiären Kontext von seinen Geschwistern dominierten Kevin erzählt. Bei einem Weihnachtsurlaub vergisst die Familie den Jungen zu Hause, dort muss er verschiedene Abenteuer überstehen: muss sich ohne Geld etwas zu essen besorgen, gegen Verbrecher kämpfen, die in das scheinbar unbewohnte Haus einbrechen wollen. Wider Erwarten gelingt es dem schwachen Kevin mit Tricks, Witz und Intelligenz, die Situation zu meistern und die Verbrecher abzuwehren. Im Gegenschnitt sieht man die Eltern, die ihren Irrtum bemerken und alles tun, um nach Hause zurückzukehren, was aber aufgrund von Schneestürmen und ausgefallenen Flugzeugen erst sehr spät gelingt. Während Erwachsene in diesem Film die Gewaltszenen kritisieren, in die Kevin involviert ist, sehen Kinder den Emanzipations- und Wandlungsprozess des kleinen Jungen: Niemand hätte ihm zugetraut, in dieser hoffnungslosen Situation zu überleben, aber er schafft es. Die körperliche und technische Überlegenheit der Verbrecher kompensiert er mit Einfallsreichtum – für ab Zehnjährige ist dieser Film ein großes Vergnügen.

### Angstverarbeitung und Gewaltwirkung

Objektiv gesehen kommt in *Kevin allein zu Haus* eine Menge Gewalt vor, aber das ist es nicht, was die Kinder an diesem Film mögen. Das handlungsleitende Thema des Films ist die Emanzipation des kleinen Kevin und seine Entwicklung vom Schwachen zum Starken. Während in den Märchen, bei den *Power Rangers* oder den *Manga*-Serien das Gute wie das Böse symbolisch vermittelt werden und sich die Logik der Geschichte in Grenzen hält, wird das Verletzen von Regeln und deren Wiederherstellung im Kriminalfilm durch konkrete Handlungen dargestellt. Der Zuschauer kann mitraten, mitverdächtigen, er kann die Figuren und ihr Handeln einschätzen und seine Ergebnisse mit der Handlung vergleichen. Er kann sich in die agierenden Personen – auch in die Verbrecher – hineinversetzen, und er lernt etwas über deren Motive. Gleichzeitig kann er gewiss sein, dass auch bei den intelligentesten Verbrechern und perfekt geplanten Taten am Schluss des Films die Aufklärung steht. Der Täter wird bestraft, die Botschaft solcher Filme ist in der Regel: Es gibt Gewalt, aber sie lohnt sich nicht. Durch die hohe Präsenz von Gewaltgeschichten in den Medien kann allerdings bei ängstlichen Menschen die Einschätzung des Risikos, selbst Opfer von Gewalt zu werden, steigen. Lernpsychologisch wird die dargestellte Gewalt dadurch nicht befürwortet, sie wird aber auch nicht übermäßig abgelehnt, so dass sie beim Zuschauer keine allzu große Angst und keinen Stress hervorruft.



Anders ist das bei Filmen, die die Angst und das Leid der Opfer von Gewalthandlungen nicht aussparen, sondern zeigen. Dieser Effekt ist bekannt: Hört man in den Nachrichten davon, dass bei einer weit entfernten kriegerischen Auseinandersetzung Hunderte von Menschen ums Leben gekommen sind, ist man kurz schockiert und hat es dann vergessen. Doch erfährt man, dass Deutsche – vielleicht Menschen aus der nahen Umgebung – dabei waren, sind Aufmerksamkeit und Mitgefühl bei deutschen Zuschauern schon größer. Genauso ist es auch dann, wenn die Fernsehberichte das familiäre Umfeld, die Trauer der Angehörigen thematisieren und der Zuschauer dadurch etwas über die Toten erfährt – oder man gar selbst eine Person der Opfer kannte. Das heißt: Je näher uns ein Mensch ist, der Opfer von Gewalt wurde, desto stärker beschäftigt das unsere Phantasie, desto stärker leiden wir ein Stück mit, desto mehr sind wir motiviert, uns gegen Gewalthandlungen zu engagieren.

Antikriegsfilme arbeiten nach einem vergleichbaren Muster. Es ist nicht die Menge an Toten, die den Zuschauer bewegt, sondern das persönliche Mitgefühl (Empathie), das ihn gegen Gewalt einnimmt. Er kann die Gewalt nicht mehr leicht konsumieren, er muss sich in die Opfer hinein fühlen – und das erfordert, so der Medienforscher Jürgen Grimm, erheblichen Einfühlungsstress. Grimm zeigt in verschiedenen Untersuchungen, dass die Angst, selbst in die Situation des Opfers zu geraten, mit dem sich der Zuschauer identifiziert, seine eigene Aggressionsbereitschaft hemmt (vgl. Grimm 1998 u. 1999). So will auch *Der Soldat James Ryan* durch die Personifizierung des Kriegsgeschehens und das fast unerträgliche, sehr realistische Miterleben von Angst und Zerstörung,



die durch den Krieg bedingt wird, den Zuschauer genau gegen diese gezeigte Gewalt einnehmen. Dieser Film hat im Jahre 2002 zu erheblichen Kontroversen zwischen Jugendschutzinstitutionen geführt – im Mittelpunkt der Diskussionen stand letztlich die Frage: Inwieweit kann und darf ein Film, der mit fast unerträglichen Opferdarstellungen gegen Gewalt einnehmen will, den jungen Zuschauer ängstigen oder gar traumatisieren?

### Der kontrollierte Horror

Peter Vitouch (vgl. *tv diskurs* 2, 1997, S. 42) ist aufgefallen, dass angstneurotische Menschen ein überproportional hohes Interesse an Horrorfilmen entwickeln. Das erscheint zunächst paradox, denn warum sollte sich ein ohnehin überängstlicher Mensch freiwillig durch den Film großen Ängsten aussetzen? Vitouch erklärt das damit, dass angstneurotische Menschen durch Konfrontation mit Angst im Film ihre eigenen Ängste kontrollierbar machen wollen. Sie lernen, Angst auszuhalten, können die Angst aber gleichzeitig kontrollieren, wegschauen, sich klar machen, dass es sich nur um Erfindung handelt: Sie wissen, dass die Toten nicht wirklich tot sind, sie können den Film jederzeit abschalten und sind sicher, dass die Angst am Ende des Films überwunden ist. Das Bedürfnis nach Angstbewältigung kann nach Vitouch unter bestimmten Voraussetzungen gelingen, es kann aber auch die bereits vorhandene Angst zusätzlich verstärken. Gesteigerte Angst, so Vitouch, kann bei den einen zur Angstverweigerung führen, weil der Versuch, die eigenen Ängste zu bewältigen, gescheitert ist. Eine andere Folge kann aber auch die übersteigerte Suche nach immer neuen, härteren Formen der Angstkonfrontation sein, weil der Zuschauer versucht, sich mit allen auch nur erdenkbaren Situationen, die Angst auslösen, zu konfrontieren, um sie somit scheinbar zu bewältigen, was aber letztlich nicht gelingt (vgl. Vitouch 2000). Entgegen der weit verbreiteten Auffassung, Horrorfilme seien durch brutale Darstellungen gewaltverherrlichend oder -verharmlosend, wird in der Wissenschaft eher die Auffassung vertreten, dass es bei diesen Filmen mehr um Angstverarbeitung als um Aggressionslernen geht. In dem Film *Scream* wird eine Kleinstadt von einem psychopathischen Frauenmörder bedroht. Der Täter ist einer von ihnen, erst wird dieser, dann jener verdächtigt. Obwohl der Film teilweise durchaus brutale Bilder beinhaltet, leidet der Zuschauer ausschließlich mit den Opfern, eine Sympathie für den Täter oder seine Tat erfolgt zu keinem Zeitpunkt. In der Regel geben sich solche Filme keine Mühe, die Persönlichkeitsstruktur des Täters oder seine Motive näher zu erläutern. Er ist schlicht als das personifizierte Böse vorhanden, er erzeugt eine ständige Bedrohungssituation. Alle – auch die Zuschauer – haben nur ein Ziel, nämlich den Täter dingfest zu machen und die Bedrohungssituation zu beenden. Horrorfilme simulieren extreme Angstsituationen, die – vor allem für den Fan – aber jederzeit kontrollierbar und durchschaubar sind. Die Fans

erreichen ein hohes Maß an professionellem Verständnis, das dem Außenstehenden, der solche Filme nur gelegentlich schaut, verschlossen bleibt. Waldemar Vogelgesang hat in einer Untersuchung gezeigt, dass es verschiedene Stufen von Fans gibt, die sich nach dem Grad der Auseinandersetzung mit dem Thema und der Kenntnis des Genres unterscheiden. Die von Vitouch für eine adäquate Angstverarbeitung geforderte Erzählstruktur eines solchen Films (z. B. eine stabile Person, die den Zuschauer durch das Geschehen führt) ist in Horrorfilmen für den Laien nicht erkennbar. Der Fan allerdings findet ständig Filmzitate, die er wiedererkennt und die ihm helfen, sich die Fiktionalität des Films ständig zu vergegenwärtigen. Selbst der nur halbwegs geübte Zuschauer erkennt bald, was eine Figur auf keinen Fall tun darf, will sie dem Verbrecher nicht in die Hände fallen. Jeder weiß, dass das Mädchen, das von ihrem Aussehen her in das Profil des Täters passt und sich von der Gruppe entfernt, das nächste Opfer sein wird. Gleichzeitig gibt es in diesem Genre immer wieder Filme, die die Struktur des Horrorfilms veralbern. In *Scary Movie* beispielsweise werden Horrorfilme – insbesondere *Scream* – sehr witzig auf den Arm genommen.

### Altersspezifische Fähigkeiten zur Angstbewältigung

Das Instrumentarium des Jugendschutzes besteht darin, Filme, die die individuelle psychische Entwicklung schädigen können, nur für Altersgruppen freizugeben, bei denen dieses Risiko nicht besteht. Im Fernsehen sollen solche Filme nicht zu den Zeiten ausgestrahlt werden, wenn entsprechende Altersgruppen zuschauen. Je mehr man sich jedoch mit dem Thema beschäftigt, desto klarer wird, dass Altersbegrenzungen oder Sendezeitbeschränkungen nur bedingt tauglich sind, um Jugendliche vor den beschriebenen Wirkungen zu schützen. Während sich der Jugendschutz noch sehr stark an dem Stufenmodell Piagets orientiert, macht die Forschung heute eindringlich (vgl. Interview mit G. Hardtmann, a. a. O. und Interview mit R. Dollase in diesem Heft, S. 30 ff.) deutlich, dass die Entwicklung von Verstehensfähigkeiten und Angstbewältigungsstrategien nicht so sehr vom Alter, sondern stärker von persönlichen Dispositionen und sozialen Erfahrungen geprägt ist. Im Jugendschutz ist dieses Problem seit langem bekannt. Man hat sich, beispielsweise in den FSK-Grundsätzen, darauf verständigt, auf die im Hinblick auf das Verstehen Schwächeren einer jeweiligen Altersgruppe Rücksicht zu nehmen und im Zweifelsfalle Filme höher einzustufen. Damit erschwert die FSK den Zugang zu manchen Filmen allerdings auch den jüngeren Kindern und Jugendlichen, die durchaus in der Lage wären, mit entsprechenden Filmen kompetent umzugehen. Einen Ausweg aus diesem Dilemma wird es aber wohl nicht geben.



Joachim von Gottberg ist Geschäftsführer der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF).



### Literatur:

#### Grimm, J.:

*Motive und Wirkung – Der Robespierre-Affekt. Nicht-imitative Wege filmischer Aggressionsvermittlung.* In: tv diskurs 5, 1998, S. 18 ff.

#### Grimm, J.:

*Fernsehgewalt. Zuwendungsattraktivität, Erregungsverläufe, sozialer Effekt.* Opladen/Wiesbaden 1999.

#### Vitouch, P.:

*Fernsehen und Angstbewältigung. Zur Typologie des Zuschauerverhaltens.* Opladen 2000.